

Kunst in Bern

Autor(en): **C.A.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **19 (1929)**

Heft 6

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634890>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Ich will mir Mühe geben!“ sagte sie.

„Versprich es mir.“

„Ich verspreche es dir! Du sollst mit mir zufrieden sein.“

Von da an nahmen sich beide Eheleute voreinander in acht, keines wollte dem andern seine Besorgnisse verraten. Saßen sie am Abend beisammen, so scherzten sie, erzählten sich heitere Dinge, lasen Fritz Reuter oder spielten eine Partie Domino, und war auch ihr Lächeln alles eher als ungewungen, sie wollten nicht darum wissen. Die Haushälterin, die sich durch ihre lange Erfahrung für berechtigt hielt, allem Familienglück einen Zweifel anzuhängen, dachte manchmal: Sie haben sogar in der ersten Woche nicht soviel gegurrt wie jetzt. Was steckt wohl dahinter?

An einem Abend machte Doktor Niederer seiner Frau den Vorschlag, Olga Schläpfer kommen zu lassen. Er selber könne wegen seiner Praxis nicht immer um sie sein, sie brauche aber Gesellschaft und Olgas stilles, ruhiges, innerlich feiteres Wesen würde ihr wohlthun. Er hatte den Glauben, Olga sei da, um ihm in allen schwierigen Lagen die Hand zu reichen. Aber bevor die Freundin ankam, erhob sich das Schicksal.

Tilde nahm sich so zusammen, daß ihr Doktor Niederer am ersten Tage, da sich bei ihr die Wehen einstellten, nichts anmerkte. Sie hoffte heimlich, sie werde ohne fremde Hilfe gebären und damit Albert etwas beschämen können. Er sollte sehen, ob sie ihres Kindes würdig sei. Sie ertrug in seiner Gegenwart die Schmerzen mit einer lächelnden Tapferkeit, die dem zarten Geschöpfe nicht zuzutrauen war. War er weg, so schloß sie sich in ihr Schlafzimmer ein und stöhnte in ein Rissen, so daß auch die Haushälterin nichts merkte.

In der Nacht freilich vermochte Tilde ihren Zustand nicht mehr zu verheimlichen und ihre stolze Hoffnung zu wahren. Albert machte ihr nochmals den Vorschlag, sie ins Spital zu bringen, aber sie wies ihn fest zurück wie das erstemal. Er durfte nicht glauben, daß sie an seiner Kunst zweifle. „Du hast schon so vielen aus der Not geholfen“, sagte sie, „du wirst auch mir helfen. Und ich habe jetzt gar keine Furcht mehr, ich weiß, daß es gut gehen wird. Da ist es doch keine Kunst, tapfer zu sein, gelt? Und im Spital würde ich mich so schämen!“ Daß sie wegen der Schmerzen, die sie manchmal überfielen, Angst vor der dreistündigen Wagenfahrt hatte, verschwieg sie. Doktor Niederer fühlte, daß in dieser Minute eine schwere Entscheidung fiel, und eine Stimme riet ihm, Tildes Los ganz in ihre Hand zu legen, damit ihm niemand später einen Vorwurf machen könnte. „Willst du dich denn blindlings mir anvertrauen?“ fragte er sie zwei-, dreimal. Aus ihren Qualen schrie sie ihm ihr „Ja“ heftig entgegen. „Gut also!“ erwiderte er. Am Morgen kam die Hebamme ins Haus, eine rüstige, immer gestrohte Frau. „Nur etwas Mut zwischen die Finger nehmen“, sprach sie Tilde zu. „Mir ist noch keines verunglückt!“ Die Zuversicht der Frau teilte sich auch Tilde mit. Doktor Niederer selber fühlte sich gestärkt, wenn er sich auch den Anschein gab, Stärkung durchaus nicht nötig zu haben.



† Kunstmaler Albert Crachsel: Selbstbildnis.

Aber der zweite Tag und die zweite Nacht, Stunden furchtbaren Wartens und wachsender Angst schleppten sich vorbei, ohne die Erlösung zu bringen. Das ganze Haus war am dritten Tag ermattet, überwacht, niedergeschlagen, schwarzseherisch, der Verzweiflung nahe. Die weiße Frau behauptete zwar, sie habe einmal eine Geburt verbeistanden, die sich durch vier Tage hindurchgezogen habe und doch schließlich für Mutter und Kind glücklich verlaufen sei. Aber das log sie, um Tilde Mut zu machen. Auch Doktor Niederer hatte seine Festigkeit verloren. Er sah, wie Tildes Kraft sich in dem immer wieder einsetzenden Kampf aufrieb, er fühlte ihren Puls erlahmen und selbst ihren Willen, ja, ihre Liebe zerbröckeln. Einmal, als die Hebamme sich in ein anderes Zimmer begeben hatte, um ein wenig zu ruhen, schrie sie: „Nie wieder würde ich heiraten, wenn ich nochmals die Wahl hätte!“ Er faßte ihre Hände: „Sei tapfer, mein Kind, sei ein Mann!“ Er wußte nicht, was er schwachte. Sie befaß sich auf ihren Mut und widerrief ihr Wort. Sie hatte ihm ja nicht wehtun wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst in Bern.

So hell erschien uns der große Saal der Berner Kunsthalle schon lange nicht mehr, so hell und licht, und auch der schwarzumflorte Lorbeerkranz, der in der Vorhalle zu Füßen des Bildnisses des so tragisch gerade am Tage der Eröffnung seiner ersten größern Ausstellung Dahingeshiedenen, Symbol der Trauer, kann die leiche Stimmung nicht üben. Wir treten ein und sehen uns vor allem die Selbstbildnisse

Albert Trachsel an, denn wir wollen doch sehen, wie der Mensch aussah, dessen Wert erst nach so vielen Jahren die verdiente Anerkennung erfuhr. Und wir finden das Bild eines Menschen mit klarem Auge, durchdringendem Blick, mit kraftvoller, sinnlicher Nase und einer Stirne, auf der es wie von Gewitterwolken wetterleuchtet, nüchtern und doch wieder träumerisch, das Gesicht eines „Gentilhomme“, ein Antlitz, aus welchem ein scharfer Verstand blickt, der gepaart ist mit einem ganz, ganz kleinen Zug ins Träumerische. Irgendwo steckt auch etwas Weiches, Zartes darin, das auch durch den etwas enttäuschten, resignierten Zug, der durch die späteren Bildnisse geht, nicht verwischt wird.

Ich sagte, daß sich der große Saal hell und licht darbiete, ja, hell und licht ist die Malerei Albert Trachsels und offen, ehrlich und knapp. Da ist kein Pinselstrich zu viel. Die Landschaft ist ganz in ihrem Rhythmus erfasst und ruhig und schlicht wiedergegeben, wie dies René Bichaux in den „Pages d'Art“ so treffend sagt: «... En même temps qu'il se laisse aller à peindre le paysage qui lui remplit les yeux, il lui prête sur le papier un rythme à lui, ingenu et tranquille.»

Streng aufgebaut und doch, in welcher wunderbar strömenden Rhythmen offenbaren sich seine „Traumlandschaften“. Ja, so haben wir alle sie schon gesehen im Traume; oder etwa der „San Salvatore“, dessen Farben wie Perlmutter schillern, oder die unendlich zarten Winterbilder im großen Saale. Ich greife da nur ein paar Bilder heraus, die so ganz aus dem Malerischen heraus entstanden. Wie farbige Federzeichnungen wirken seine Aquarelle, zeichnerisch, und trotzdem ganz auf malerischen Gesetzen aufgebaut. Berggipfel von fast geologischer Genauigkeit, Aderfurchen, streng komponiert zum zeichnerischen Rahmen. Und erst die Stilleben. Auch diese streng und doch wie zart, wenn wir an die Blumen denken und wie kraftvoll, lebendig, wenn wir uns zu den „Früchten“ wenden.

Man bedauert, nur einen Ausschnitt aus dem reichen künstlerischen Wirken dieses Mannes kennen zu lernen. Die architektonischen Phantasien aus den 90er Jahren, großgeschaltete Baudenkmäler für ein anderes Menschengeschlecht, gehören einem unter dem Titel „Fêtes réelles“ erschienenen Albumwerk an und verraten den Architekten, denn Trachsel war nicht nur Maler, er war auch Architekt und dazu noch Schriftsteller.

Trachsel wurde am 23. Dezember 1863 als Bürger von Venf geboren. Seine Eltern verlegten im dritten Lebensjahre des Knaben ihren Wohnsitz von Nidau nach Genf, wo Trachsel Schule und Gymnasium und später auch die Kunstschule besuchte. Daneben machte er eine praktische Lehrzeit bei einem Architekten durch. In Genf hatte den größten Einfluß auf die Entwicklung und das Schaffen des jungen Malers der greise Barthélemy Menn, der auch Ferdinand Hodlers Lehrer gewesen war und welchem Trachsel zeitlebens das beste Andenken bewahrte.

Unter Guadet studierte er dann an der Ecole des Beaux-Arts in Paris, wo er die Bekanntschaft mehrerer späterer Größen des französischen Kunst- und Literaturlebens machte. In Paris stellte er erfolgreich seine „Fêtes réelles“ aus. Dann machte er eine Reise nach Spanien, von der er hochbeglückt zurückkehrte, Reisen nach Italien, nach Nordfrankreich, nach Deutschland folgten, nicht zu vergessen sein Heimatland, das er nach allen Richtungen durchzog und, von 1901 an setzte er sich in Genf fest, wo er sich hauptsächlich der Malerei, daneben aber auch der Dichtung widmete und in mancher Streitschrift eine sehr scharfe Feder gegen die Schäden der Gesellschaft führte. Eine schöne Freundschaft verband Trachsel mit Ferdinand Hodler und Rodolphe von Niederhäusern, die ihm im Tode vorangegangen sind: Kämpfernaturen wie er, war ihr gegenseitiger Verkehr anregend und fruchtbringend.

Albert Trachsel ist nach einem Leben, das reich war an Enttäuschungen, arm und krank, kaum 65jährig, in Genf gestorben. Vielleicht war der Gedanke an seine Ausstellung in Bern die letzte Freude, die sein Dasein verschönt hat.

Noch sei der schönen Erläuterung C. A. Looslis im Katalog der Ausstellung gedacht, durch welche uns Trachsel wesentlich näher kommt und die als Zeichen einer edlen Freundschaft doppelt wertvoll sind.

In den untern Räumen der Kunsthalle finden wir eine Sammlung graphischer Arbeiten des durch einen Unfall erst 23jährig verschiedenem Wolfgang von Ernest. Es sind künstlerisch hochstehende ernste Arbeiten, die den Verlust dieses Talentes doppelt tragisch erscheinen lassen.

Karl Hügin zeigt Arbeiten, die witzig und sehr schön in den Farben sind, während Albert Lindeggers kraftvolle Zeichnungen und Radierungen ausstellt. C. A.

Skitag auf den Saanenmösern.

Von H. Kempf.

Saanenmöser, gesegnetes Schneegelände! Was hier die Berghänge dem Skifahrer versprechen, das geben sie ihm ohne jegliche Einschränkung, nämlich: genüßreiche Abfahrten jeder Art. Der andere Vorzug ist die Sonne. Das Leuchtgestirn vermag auch über den Höhen von St. Moritz nicht goldener zu erstrahlen als über dem Gelände der Saanenmöser. Ein herrliches Stück Sonnenland liegt da oben zwischen Simme und Saane eingeschoben. Die Höhenlage von fast 1300 Meter schafft äußerst günstige Schneeverhältnisse, die es dem Skifahrer ermöglichen, seinen schönen Sport während gut fünf Monaten betreiben zu können. Gewiß eine ausgiebige Frist für die Schwünge und Sprünge auf den langen Brettern. Und wenn droben in Graubünden der Chalandamarz, der Lenzbeginn, gefeiert wird, hängen auch die Saanenmöser die zarten Märzenglocken an die Sonne, und es kehrt dann der Skifahrer mit der holden Frühlingsbotschaft geschmückt zu Tale.



Saanenmöser.

(Phot. H. Kempf.)

Wie eine didleibige Riesenraupe verläßt die Elektrische den Bahnhof von Zweisimmen, windet sich den Hängen des Rinderberges entlang, verschnauft ein wenig bei der Station Deschseite und entledigt sich ihres Hauptballastes an Men-